

^ ^ lieber ; Paula (Belev-^/jifie^erson)

Zum 75. Geburtstag der großen deutschen Malerin
 Von Felix A. Dargel

„Mir kamen heute beim Malen die Gedanken her und hin, und ich will sie aufschreiben für meine Lieben. Ich weiß, ich werde nicht sehr lange leben. Aber ist das denn traurig? Ist ein Fest schöner, weil es länger ist? Und mein Leben ist ein Fest. Meine Sinneswahrnehmungen werden feiner, als ob ich in den wenigen Jahren, die mir geboten sein werden, alles, alles noch aufnehmen sollte . . . Und ich «auge alles in mich ein und auf. Und wenn die Liebe mir noch blüht, vordem ich scheide, und wenn ich drei gute Bilder gemalt habe, dann will ich gern scheiden mit Blumen in den Händen und im Haar.“

Diese Aufzeichnung datiert vom 26. Juli 1900, damals war Paula Becker — erst im Mai darauf heiratete sie den Maler Otto Modersohn — vierundzwanzig! Sie war auch nicht krank oder irgendwie leidend, aber es war in ihr eine fast unheimliche Ahnung ihres frühen Endes. Sie trug mit den Worten Rainer Maria Rilkes, des nahe Befreundeten, ihren eigenen und besonderen Tod immer in sich. Er rührte sacht an ihr Herz und holte die Einunddreißigjährige fort von dem wenige Tage alten Kinde. Wir können ihr jetzt an ihrem Geburtstag — am 8. Februar wäre sie fünfundsiebzig geworden — die Blumen des Dankes und der Verehrung nicht mehr in die Hand geben, wir können sie nur noch still auf ihr Grab legen.

Paula Modersohn hat eine Gemeinde. Da bildet sich leicht eine Legende, um nicht zu sagen: ein Dogma. Ihre Kunst aber bedarf weder der Schwärmerie noch der Nachsicht. Wer in ihren Landschaften mit Mond und Birken, mit strohbedeckten Hütten und blühenden Weiden nur die Heimatmalerin sieht oder in ihren Bildern der Mütter und der rücksichtslos entblößten eigenen Schwangerschaft, „den gemalten Schrei nach dem Kinde“, der irrt. Neben dem sicherlich geliebten Worpswede, das der in Dresden Geborenen zum bergenden Hafen wurde, stand Paris und der Blick in die große Welt, neben den Motiven der alten Bäuerinnen und Bauern, der mit Kränzen geschmückten Mädchen und der schlichten Stilleben mit Früchten und Blumen das unter immer neuen Mühen gesuchte Gesetz und der Vorstoß in neue Möglichkeiten der Form und der Farbe.

Was ihr ganz fern blieb, waren die Impressionisten, die doch damals die große Mode waren, und mit sicherem Instinkt entdeckte sie ihre Ueberwinder: Cézanne und Gauguin, deren Namen sie vorher niemals gehört hatte! Nicht, daß ihr Werk nur aus soifer-

schiedenen „Einflüssen“ zu erklären wäre, aber sie fand in ihnen doch die Bestätigung des eigenen Wollens. Die frühen Florentiner spiegeln sich in den herben Profilansichten ihrer Bäuerinnen, die Mumienporträts in den großäugigen Köpfen der Bildnisse, die Breitflächigkeit und das bewußt primitive Gauguins auch in ihren Kompositionen. Van Gogh war ihr vielleicht zu dramatisch, wenn man auch vor ihren Sonnenblumen sogleich an ihn denkt. Am wichtigsten wurde für sie der strenge Aufbau Cezannes. Von dem grade damals beginnenden Expressionismus — in ihrer Vaterstadt Dresden wurden 1905 Kirchner, Heckel und Schmidt-Rottluff die Pfeiler der „Brücke“ — trennte sie bei mancher Verwandtschaft ihr Ziel der festen Form, die geheime zum Wandbild drängende Monumentalität. Poch auch Emil Nolde bekannte von ihr: „Während weniger Jahre malte sie schön und menschlich innig empfundene Bilder.“

Paula Modersohn hat selbst ihr Ziel zusammengefaßt in dem Satz: „Es brennt in mir ein Verlangen, in Einfachheit groß zu werden.“ Sie mußte

dazu in sich selbst mancherlei bändigen und zur Einheit zusammenschmelzen, denn sie war von Natur eher kompliziert, zugleich enthusiastisch und melancholisch, schlicht und verfeinert, lebensfroh und des nahen Todes sich bewußt. Auch der Konflikt zwischen Ehe und Berufung ging an ihr nicht vorbei. „In meinem ersten Jahre der Ehe habe ich viel geweint . . . ich lebe im letzten Sinne wohl ebenso einsam als in meiner Kindheit . . . es ist meine Erfahrung, daß die Ehe nicht glücklicher macht. Sie nimmt die Illusion, die vorher das ganze Leben trug, daß es eine Schwesterseelegabe. Man fühlt in der Ehe doppelt das Unverstandensein, weil das ganze frühere Leben darauf ausging, ein Wesen zu finden, das versteht . . .“

Sie schrieb am 19. Januar 1906 an ihre Mutter: „Dieses unentwegte Brausen dem Ziele zu, das ist das Schönste im Leben. Dem kommt nichts anderes gleich. Daß ich für mich brause, immer, immerzu, nur manchmal ausruhend, um wieder dem Ziele nachzubrausen, das bitte ich Dich zu bedenken, wenn ich manchmal liebearm erscheine. Es ist das Konzentrieren meiner Kräfte auf das Eine. Ich weiß nicht, ob man das noch Egoismus nennen darf. Jedenfalls ist es der adligste. Ich lege meinen Kopf in Deinen Schoß, aus welchem ich hervorgegangen bin, und danke Dir für mein Leben.“